Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 8

Artikel: Hernn Ramuz' Irrtümer
Autor: Ernst, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759011

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herrn Ramuz' Irrtümer

Vortrag gehalten in Zürich am 29. November

von Fritz Ernst.

Meine Damen und Herren. Es ist schon so lange, seit ich, den Fluten des Europäismus entsteigend, mich an das heimatliche Ufer zurückbegeben habe, dass ich seinerzeit die Einladung zu diesem Vortrag über die Schweiz als geistige Mittlerin nicht ohne Bedenken annahm. Denn in den vielen Jahren, da ich über dieses Thema nachlas, nachdachte, redete und schrieb, ist mir vor allem zum Bewusstsein gekommen, wie viele andere vor mir denselben Stoff bereits mit solcher Ausdauer und solcher Gültigkeit behandelt haben, dass es mir unmöglich schien, darüber etwas Neues auszusagen. Ein Zwischenfall, der sich kürzlich ereignete, hat mich auf die von mir ungesuchte Aktualität meines Vortrags aufmerksam gemacht. Die Pariser Zeitschrift „Esprit" widmete ihre Nummer vom 1. Oktober dieses Jahres unserm Lande und beauftragte mit der Besorgung der Nummer den in Paris lebenden Neuenburger Schriftsteller Denis de Rougemont. Derselbe stellte an die Spitze des Heftes einen Brief, den der Waadtländer C. F. Ramuz, einer der gelesensten und gefeiertsten Erzähler und Dichter der welschen Schweiz, ihm übergeben hatte. Die Spannung, mit der ein schweizerischer Leser diesen Aufsatz zur Hand nimmt, wird leider schwer enttäuscht. Denn was er darin findet ist weder Beistand noch Kritik, sondern ein Prozess, den Herr Ramuz unserm Lande macht. Nun gilt in jedem Prozessverfahren, wenn ich nicht irre, dasjenige was behauptet wird, ohne dass es widerlegt würde, für anerkannt. So muss Herr Ramuz uns denn schon erlauben, dass wir seine Unterstellungen oder wenigstens die charakteristischsten Argumente seiner Gesamtunterstellung genau ansehen und seine Irrtümer als solche ablehnen.

Herrn Ramuz' erstes Bemühen geht dahin, einer Verwechslung der Teile mit dem Ganzen unseres Landes vorzubeugen, wobei denn freilich wenig für das Ganze übrig bleibt. Nun kann keine noch so persönliche Deutung dieses Verhältnisses

die Klarheit und Weisheit unserer Bundesverfassung übertreffen, deren Artikel 1 die Eidgenossenschaft bestimmt als „die durch gegenwärtigen Bund vereinigten Völkerschaften der zweiundzwanzig souveränen Kantone". Der wirkliche Grund aber, warum ich in diesem Zusammenhang auf die Verfassung zu sprechen komme, ist der Zweck des Bundes, wie Herr Ramuz ihn versteht. Er erklärt den Franzosen nämlich, der Zweck unseres Bundes bestehe lediglich in der territorialen und politischen Verteidigung der Teile: er wolle nichts in sich, sondern nur nichts gegen sich — „mais ce sont là des raisons négatives". Wenn Herr Ramuz sich bei der Gelegenheit von Artikel 1 zu Artikel 2 der Bundesverfassung vorgewagt hätte, dann würde er auch bemerkt haben, dass zu den Zwecken des Bundes ausser der militärischen Verteidigung der Eidgenossen noch gehört: „die Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt". Und das ist doch nichts Negatives? Was aber in Wirklichkeit darunter zu verstehen sei, das geht klar genug hervor aus den übrigen Bestimmungen der Bundesverfassung, der ganzen seitherigen Bundesgesetzgebung und der ganzen Schweizergeschichte.

Der zweite Schmerz des Herrn Ramuz ist unsere Neutralität. Für ihn ist unsere Neutralität Ausfluss unseres Egoismus, vielmehr unserer Egozentrik. Das Gegenteil ist richtiger. Die Schweiz wünscht seit Jahrhunderten nichts eifriger, als Wunden, welche andere andern schlugen, soweit sie dies vermag, zu heilen. Es war Herrn Ramuz' genferischer Landsmann Amiel, der vor mehr als siebzig Jahren dem geschriebenen Gesetz der militärischen Neutralität das ungeschriebene und nicht minder zu befolgende Gesetz der barmherzigen Neutralität gegenüberstellte: die Uebernahme der Schweizer Farben durch das internationale Rote Kreuz ist nichts anderes als die internationale Anerkennung dieser geschichtlichen Tatsache, die weit entfernt ist von dem auszeichnenden Charakterzug, den Herr Ramuz uns zuschreibt: „ce refus de participer, ne serait-ce qu'émotivement, au drame universel"... Aber Herr Ramuz fürchtet, so oder so werde unsere Neutralität den kommenden Prüfungen kaum standhalten können. Er sagt auch, was er unter diesen kommenden Prüfungen versteht: den ideologischen Charakter der Zukunftskriege. Es ist sehr schade, dass Herr Ramuz

seinen Scharfsinn so einseitig seinem Vaterland und nicht auch ein wenig den Nachbarländern gönnt; sonst wäre er längst stutzig geworden über die Rolle aller wirklichen Ideologie in aller wirklichen Politik. Halten wir uns für den Augenblick an die unverfängliche Vergangenheit. Herr Ramuz zählt mit Recht zu den ideologischen Kriegen auch die Religionskriege. Nach allgemeiner Meinnung war einer der grössten Religionskriege aller Zeiten der Dreissigjährige Krieg — und er war ein so reiner Religionskrieg, dass darin Frankreich, unter der Leitung eines Kardinals, Schulter an Schulter mit den protestantischen Schweden kämpfte und sich beim Friedensschluss einen Landstrich aneignete, der längst katholisch war, während die protestantischen Schweden Küstenland behielten, das nicht erst protestantisch werden musste. Der einzige Teil der Schweiz, der in diesen Religionskrieg hineingerissen wurde, war Graubünden; sein Führer aber, der ehemalige Pfarrer Jürg Jenatsch, befand sich in einer ideologisch so wenig eindeutigen Position, dass er zum Glaubenswechsel schreiten musste. Uns erscheint es wie eine Fügung, dass eben während dieses Krieges in der Schweiz zum ersten Mal die Doktrin der Neutralität auftrat und seither nie mehr verschwand — auftrat bei gleich guten Katholiken wie guten Protestanten, denen ihr Glaube zu teuer war, um ihn wesensfremden Zwecken aufzuopfern. So möchte es nur auch in Zukunft sein. Nicht Ideologie, sondern ihre Verfälschung und ihr Missbrauch durch uns selbst bringen unsere Neutralität und unsern Bund in steigende Gefahr.

Wahr ist, dass schwerer als unsere Politik unsere Psychologie Herrn Ramuz bedrückt — denn wir haben nach ihm beinahe keine Psyche. Wir sind nach seiner Meinung gänzlich geistlos. Es nützt uns nichts, dass seit Jahrhunderten aus allen Tälern und aus allen Sternenbergen der Geist so stark und so gesund als irgendwo zu Tage trat, dass unsre Bräker und Kleinjogg unter dem Beifall eines halben Kontinents die Menschenwürde im einfachsten Menschen darstellten. Herr Ramuz hat die grösste Mühe es zu glauben, vielmehr er glaubt es wirklich nicht und kann es auch nicht glauben, weil ihm seine Grundthese im Wege steht. Er entdeckte nämlich als unsre Urform den homo alpinus: mit einem eigenen Schädel, ethnographisch abgestempelt, nur kulturell leider ein Frage-

zeichen. Nachdem wir den Wandel dieses Wesens ziemlich deutlich durch zwei Jahrtausende verfolgen konnten, stellt uns Herr Ramuz plötzlich vor dieses Dilemma: „L'Homo Alpinus se distingue dans les manuels de la préhistoire; se distinguera-t-il jamais en littérature ou en art? L'Homo Alpinus est-il capable, non seulement d'ingéniosité, mais d'imagination et d'invention, ou bien est-il prédestiné à n'être jamais que portier d'hôtel?" Ich schäme mich aus tiefstem Herzensgrunde für diesen Ausspruch meines Landsmannes Ramuz, der so sehr vergessen kann, dass er ein Künstler ist. Gotthelf und Keller, beide, reichten einer schlichten Magd den Fürstenmantel reinster Poesie. Und wenn man Magd sein darf, darf man auch Diener sein. Wogegen ich mich aber sträube, ist diese neuste Vereinfachung unserer Geschichte. Verstünden wir sie nicht ein bisschen besser mit einem Grad von Ehrerbietung mehr? Was lassen unsre Dichter seit Albrecht von Haller an Poesie zu wünschen übrig, was unsre Zeichner und Maler seit Urs Graf und Tobias Stimmer an Zeichenkunst und Malerei? wer möchte mehr Historiker sein als Johannes von Müller und Jacob Burckhardt, wer mehr Erzieher zur Menschheit als Vater Pestalozzi und der Père Girard? gibt es reinere Literatoren als J. G. Zimmermann und K. V. v. Bonstetten, begrüsstere Physiognomiker und Mythologen als Lavater und Bachofen, anerkanntere Namen der Mathematik als Euler und Bernoulli? erwecken nicht noch heute unser Staunen die Naturforscher und Geologen Konrad Gesner und H. B. de Saussure? wollte man General Dufour die vollkommenste Menschlichkeit und General Jomini die vollkommenste Strategie abstreiten? soll ich auch die wahren Genien und bewährtesten Talente des Welschlands aufzählen von Rousseau über Madame de Staël und Benjamin Constant zu Vinet, Olivier, Amiel, Rambert, Rod? die zahllosen Tessiner Architekten, Maler und Schriftsteller von der Renaissance bis heute? Und wenn ich meine Beispiele nach der Meinung Herrn Ramuz' zu sehr von der Peripherie und vom Flachland, oder was ihm so erscheint, genommen habe, sind dann nach seiner Meinung legitime Vertreter des Homo alpinus wenigstens der Kardinal Schiner aus dem Wallis, der Reformator Ulrich Zwingli aus dem Toggenburg, der Bruder Klaus von Obwalden, der Humanist Tschudi von Glarus, der Bündner Dichter Salis, der

Urner Maler Diogg, der Schwyzer Ritter ohne Furcht und Tadel Alois von Reding?... Herr Ramuz stellt sich mit seinen Behauptungen auch in Widerspruch zu dem gesamten Urteil Europas über uns. Wenn Thomas Platter über seine Jugendzeit berichtet, es sei ihm in fremden Landen immer gut gegangen, „darum dass ich klein war und ein Schweizer" — so war es Abglanz helvetischen Waffenruhms, was selbst noch auf den Wanderburschen fiel. Und grade in der Zeit, da diese Betrachtungsart der Welt gegenüber der Schweiz sich wandeln musste, tritt diese mit einer andern Art des Ansehns auf. Es war städtische Bildung, was der Engländer Bale und der Holländer Erasmus in ihren Schweizerbriefen lobten. Es waren die schlichten Behausungen und die prunkvollen Sammlungen der Gelehrten, was die Franzosen de Thou und Michel de Montaigne bestaunten. Im 17. Jahrhundert hat Leibniz im Register zum Band XVI seiner Genfer Ausgabe die Quintessenz gezogen mit dem Satz: „Plurimi apud Helvetos docti." Es ist wahr, zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfolgte ein Rückschlag in der europäischen Meinung über die Schweiz, insbesondere insofern diese Meinung im Banne des französischen Klassizismus stand, für den sich in der Tat die Schweiz von jeher wenig schickte. Aber gerade jenes Aburteil wurde Anlass zu einer grossen Rehabilitierung, die von Generation zu Generation deutlicher in Erscheinung trat. Und mitten im vorigen Jahrhundert fasste ein echter Dichter Frankreichs alles, was man einer Nation zubilligen kann, also zusammen: „La Suisse, dans l'histoire, aura le dernier mot". Ich kann, man kann die Wahrheit dieses Worts von Victor Hugo nicht beweisen — genug, dass es einmal ein Wunsch und Glaube war.

Nun hat sich das gesamte hier berührte Geistesdrama in einem Land der Vielsprachigkeit, z. T. gerade zufolge dieser Vielsprachigkeit abgespielt. Es hat mich immer national wie menschlich tief berührt, dass Heinrich Pestalozzi seine Armenkinder auf dem Neuhof — französisch lernen liess. Herr Ramuz ist zu Gegendiensten nicht bereit. Er richtet seinem Sprachrohr in Paris bezüglich des Deutschen aus, „que les Suisses romands se font un malin plaisir de ne savoir le parler ou de se donner l'air de ne pas savoir le parler." Er lässt uns also die Wahl, anzunehmen, er könne nicht deutsch oder tue nur so — aus

einem ... gewissen Vergnügen. Fast möchte man die erstere Eventualität ins Auge fassen. Sonst würde er in einem seiner Werke, dem „Chant des pays du Rhône", nicht behaupten, es sei nur eine und dieselbe Sprache, die vom Rhonequell hinunter bis zum Meer gesprochen werde. Jeder andre Schweizer und noch viele andre Menschen wissen sehr wohl, dass wenn man, vom Genfersee stromaufwärts wandernd, den Pfynnwald überschritten hat, man ins deutsche Sprachgebiet eintritt. Uebrigens befindet sich Herr Ramuz auch hier im Widerspruch mit der welschen Tradition, mit der waadtländischen Tradition vor allem, und ist vermöge seiner Traditionslosigkeit gar nicht imstande, weder Schweizergeschichte, noch auch nur welsche Geschichte, noch auch nur waadtländische Geistesgeschichte wirklich zu verstehen. In dem Momente, wo es erstmals ein schweizerisches Geistesleben gibt, wie wir es heute verstehen müssen, lebt freiwillig-unfreiwillig im Waadtland und in dessen Nähe ein Savoyarde von eminenten Eigenschaften, ein Savoyarde, der so tief in schweizerische Geschicke mitverflochten ist, dass man ihn wohl zu den Unsern zählen darf. Es ist François de Bonivard, dessen merkwürdigstes Werk ohne Konkurrenz, weil das erste seiner Art, ein deutsch-französisches Wörterbuch, die erste Konfrontation zweier moderner Sprachen auf lateinischer Grundlage durchführt. Ich kenne leider das welsche Geistesleben des 17. Jahrhunderts nicht genügend, um ausführen zu können, wie es damals mit unserem Problem bestellt war. Das 18. Jahrhundert jedenfalls gibt uns darüber reichen Aufschluss. Beide Freunde des englischen Historikers Gibbon, der lang in Lausanne lebte, waren des Deutschen mächtig: F. L. Allamand, später Professor an der Akademie von Lausanne und J. G. Deyverdun, später Goethes Uebersetzer. Nicht viel zuvor übersiedelte nach Neuchâtel ein Hugenottenabkömmling, Louis Bourguet, nachdem er in Zürich deutsch gelernt und sich dadurch in die Lage versetzt hatte, einer der Begründer des modernen Helvetismus zu werden. Man weiss, wo Allamand und Deyverdun deutsch lernten: in Deutschland und durch Deutsche. Das nämliche gilt, von Fall zu Fall mit irgend einer kleinen Modifikation, von Benjamin Constant und Madame de Staël, von Sismonde de Sismondi und Eugène Secrétan, von Amiel und Rod. Aber der Père Gerard aus Freiburg hat in Luzern deutsch gelernt,

Jomini in Aarau und viele, viele Welsche in Basel. So der Arzt J. Th. de Chaillet, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts bei Euler und Bernoulli Mathematik studierte; so der waadtländische Doyen Bridel, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Basel ein geistliches Amt bekleidete; so in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der andre Waadtländer Alexandre Vinet, dem Basel eine Lehrstelle anvertraut hatte; so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Neuenburger Philippe Godet, der in Basel seine höhern, folgenreichen Studien begann. Herr Ramuz könnte sich also höchstens auf Rousseau berufen wollen, der kaum deutsch gekonnt hat. Immerhin finde ich auch bei ihm ein deutsches, sogar ein seelenvolles deutsches Wort. Alle Welt kennt die Spannung, in der er mit seiner Vaterstadt Genf, mit der Republik Bern, mit der Bevölkerung des Val de Travers lebte. Aber grade von dort aus schrieb er an den Maréchal de Luxembourg den schönen Brief über die Schweiz: „une grande ville divisée en treize quartiers"... „un spectacle unique en son genre, mais fait seulement pour des yeux qui sachent voir"... und dann bei denen, die dies Schauspiel entbehren müssen, jene Krankheit „qu'ils appellent, je crois, le hemvé"... Und damit hat Rousseau, scheint mir, mit nur einem einzigen deutschschweizerischen Wort alle andern Worte dieses Idioms mitbegriffen. Ich sage also, die eminenten Welschen können deutsch seit sie im Bunde sind. Und umgekehrt, seit wann die Deutschschweizer welsch? Angefangen haben die Berner. Der Zürcher Humanist Albrecht v. Bonstetten schreibt in seiner hübschen Topographie der Eidgenossenschaft, der ersten ihr — 1479 — überhaupt gewidmeten, von den Bernern: „die userlesner konent schier all die welschen zungen". Aber ausserhalb Berns war diese Kenntnis ums Jahr 1500 allerdings eine so seltne Gabe, dass der Luzerner Chronist Petermann Etterlin, um eben ihres Besitzes willen, eine Art Sehenswürdigkeit gewesen ist. Die Reformation bewirkte auch in diesem Punkte einen Wandel. Der Zürcher Theologe Josua Maler, der um 1550 sich in Lausanne aufhielt, liess uns wissen, dass er sich — „mit gottes hilf" — des Französischen so erfolgreich bemächtigt, dass er es von da an „in minen kilchendiensten wol und fruchtbarlich hab anwenden können." Der junge Felix Platter berührte bald hernach

auf seinem Weg nach Montpellier die Stadt Genf, wo er, wie er erzählt, „Calvin inmitten einer grossen Menge Volkes predigen hörte, aber nicht verstand." Dafür traf er daselbst einen Freund, Felix Irmi, „der zu Genf welsch lernte." Und so geht es weiter in der Zeiten Flucht. Jedermann wird zugeben, dass der verdienteste Staatsmann unseres 17. Jahrhunderts der Bürgermeister J. R. Wettstein war, der die formelle Loslösung der Schweiz vom Reich durchsetzte. Nicht jedermann kennt seinen schönen Lebenslauf, der ihn in früher Jugend nach Yverdon und Genf führte, „an welchen beyden Orten er sich bey drey Jahren aufgehalten, in Canzleyen gearbeitet und sich der französischen Sprache meister gemacht." Im 18. und 19. Jahrhundert steigert sich die Intensität der französischen Sprachkenntnis und Sprachliebe der deutschen Schweiz. Johannes v. Müller kommt schon vor seiner Genfer Tätigkeit zum Schluss, dass das Französische „mit dem pli seines Charakters so gut zustimmt". Und Jacob Burckhardt gedenkt noch in seinem selbstverfassten Nekrolog des frühen Aufenthalts in Neuchâtel, „wo ihm der Eingang in die französische Gedankenwelt und eine zweite geistige Heimat bereitet wurde." Ich will das nämliche, was ich für Welsch und Deutsch, für Deutsch und Welsch ausführte, im Einzelnen nicht auch ausführen für das Verhältnis der welschen und deutschen Schweiz gegenüber dem Italienischen, wiewohl darüber ein beträchtliches und längst nicht ausgeschöpftes Material vorhanden ist. Es genüge hier das schöne Wort des Ulysses v. Salis aus dem 18. Jahrhundert, der einmal, ein bescheidenstes Untertanendorf durchstreifend, daran nichts Reizendes zu finden wusste, „als dass man allda italienisch sprach." Aber etwas will ich doch noch sagen vom sprachlichen Verhältnis des Tessins zu den übrigen Landesteilen. Dieses Verhältnis geht letzten Endes zurück ins 16. Jahrhundert. Da lebte in Lugano ein Humanist Francesco Cicereio, dessen guter Freund und Gönner der Landvogt im Mendrisiotto, der bernische Magistrat Hieronymus Fricker war — ich möchte wissen, welcher Sprache sich ihr Gespräch bediente? die vielen Briefe jedenfalls, die Cicereio mit Basel, nämlich mit dem Basler Drucker Oporinus wechselte, waren lateinisch geschrieben. Spätestens vom folgenden Jahrhundert an gingen die Tessiner Theologen an das Jesuiten-Kollegium von Luzern (und auch an das

von Freiburg?) — ich habe die sprachlichen Rückwirkungen noch nicht feststellen können. Im 18. Jahrhundert begegnen wir den interessanten Gestalten des Luganeser Padre Soave und des Literaten Girolamo Ruggia aus Morcote, von denen der erste die Idyllen Salomon Gessners ins Italienische übersetzt und der zweite einen italienischen Hymnus auf Haller verfasst hat, wobei wahrscheinlich beidemale das Französische als Zwischenstufe diente. Dann aber kommen die ansehnlichen Staatsmänner, die der Tessin im 19. und 20. Jahrhundert dem Bunde geschenkt hat. Beide Söhne der Leventina, welche die höchste helvetische Magistratur erreichten, waren und sind des Deutschen mächtig: Stefano Franscini lernte es in Luzern und Bern, Giuseppe Motta in Jünglingsjahren schon zu Altdorf, wie er uns kürzlich wissen liess. Es war im nämlichen Gespräch, das er der Gegenwart und Zukunft übermittelte, dass er bekannte, in seiner ganzen langen Laufbahn nie das Gefühl gehabt zu haben, eine Minorität zu vertreten: „Questo è, appunto, il miracolo svizzero".[1]) Was uns fehlt, ist eine Geschichte der Sprachkenntnisse in der Schweiz. Wir besitzen zwar eine dankenswerte historische Darstellung dieses Problems hinsichtlich seiner politischen Auswirkung[2]). Was uns noch fehlt, ist die kulturelle Füllung des gezogenen Rahmens. Wer sich einmal an diese lockende Aufgabe machen und das schweizerische Sprachen-Leben und Erleben bis in die feinsten sozialen und individuellen Verästelungen verfolgen wollte, der würde auf eine Unsumme merkwürdiger Tatsachen, auch Schwierigkeiten, Unzukömmlichkeiten und Gefahren stossen, vor allem aber ein die Jahrhunderte durch dauerndes Lehren und Lernen, Geben und Nehmen rühmen können, eine denkwürdige Variation des Satzes von Sainte-Beuve: „Une langue de plus, une âme de plus". Und wenn ich nun nach alledem — und es ist doch nicht wenig, was ich zu sagen hatte — zu Herrn Ramuz zurückkehre und zu seinem „malin plaisir", so frage ich mich endlich, was das heissen soll? Was heisst „malin", wer ist „malin"? Ich wollte es auf eigene Gefahr nicht übersetzen und konsultierte deswegen die Ausgabe von 1935 des „Dictionnaire de l'Académie

[1]) Giuseppe Zoppi, „Visita al Presidente Motta". (Nuova Antologia, Roma, 16. Nov. 1937.)

[2]) Hermann Weilenmann, „Die vielsprachige Schweiz". Basel-Leipzig 1925.

Française". Da ist, ohne meine eigene Verantwortung, „malin" als jemand definiert, „qui est porté à nuire, à faire du mal à autrui."

Eine viel wichtigere Frage aber als die Uebersetzung von Herrn Ramuz' „malin plaisir", sogar noch wichtiger als die Frage nach unsrer besondern Vielsprachigkeit, ist die andere, was wir aus ihr gemacht? Nach der Meinung des Herrn Ramuz: nichts. Nach meiner Meinung: vielerlei. Wenn man die letzten zwei Jahrhunderte unserer Geistesgeschichte — und hier komme ich zum Kern meiner Ausführungen — nach allen Seiten durchackert und überprüft, so gelangt man zur Feststellung, dass sie übervoll sind von Uebersetzungen, Historien und Synthesen, deren gemeinsame technische Voraussetzung ein restlos spielendes komplexes Sprachgefühl für alte wie für neue Sprachen, für nahe wie für ferne Idiome ist. Da lebte in Kopenhagen um 1750 der junge Genfer Paul-Henri Mallet und benutzte seine Musse zur Errichtung von „Monuments de la Mythologie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves", worin er, linguistisch irrig aufgezogen, germanische Urgeschichten nacherzählte. Um 1780 kleidete in deutsche Verse der Zürcher Patriarch J. J. Bodmer, der seit seinen Jugendtagen die Vaterstadt nicht mehr verlassen, die beiden erstgebornen Zwillingstöchter der europäischen Poesie. So wurde, mit vertauschten Rollen, germanisches und klassisches Altertum offenbart: der meridionale Genfer Mallet dringt durch nordische Nebel bis zur Edda vor, der nordische Zürcher zur mittelmeerischen Schönheit Homers. Der nämliche J. J. Bodmer hatte zuvor erstmals herausgegeben die Nibelungen und die Minnesänger, zu ungefähr der Zeit, da in Schaffhausen zur Welt kam J. v. Müller, der Bodmers Geschenk bewusst ergänzte durch eine andre Art von Kunde über das Mittelalter, durch seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft". Dann fliegt der Pfeil hinüber an den Genfersee, wo Sismondi, ein Verehrer Müllers, den Kreis der Mittelalter-Forschung südwärts zog in seinen sechzehn Bänden „Histoires des républiques italiennes", erschienen gleichzeitig französisch und deutsch seit 1807 in der Hauptstadt der Mittelalter-Inspiration, in Zürich. Und in derselben Stadt stellte nicht lange hernach ein Professor ennetbirgischen Ursprungs, J. C. v. Orelli, der politischen Rekonstruk-

tion Sismondis die entsprechende Bibliothek literarischen Charakters an die Seite, und dies mit solcher Konsequenz, dass nach dem Tode und zum Teil aus der Lebensleistung beider der Basler Jacob Burckhardt sein eigenes reifstes Werk hervorgehen lassen konnte, seine im Jahr 1860 veröffentlichte „Kultur der Renaissance". Aber steigen wir noch einmal hinunter in der Vergangenheiten Schoss. Im Jahre 1694 verliess ein junger Berner Offizier, Beat Ludwig v. Muralt, seine Garnison in Frankreich, nicht mehr zurückgehalten durch das prunkvolle Schauspiel des Roi soleil, nicht mehr zurückgehalten durch die gesellschaftlichste aller Nationen, durstig nach einer andern Schönheit und nach neuer Wahrheit: er zog dem Rhein entlang hinunter nach Holland und weiter über den Kanal, und war der erste, der England wirklich sah, verstand und deutete — in seinen „Lettres sur les Anglais et les Français". Sie erschienen, aus nicht völlig abgeklärten Gründen, erst 1725, grade zu einer Zeit, da der noch junge J. J. Bodmer einen Verleger suchte für seine Uebersetzung aus dem Englischen, für seine Uebersetzung von John Miltons „Paradise lost". Und noch habe ich zu gedenken des freundschaftlichen Ueberganges der deutschen Poesie in die französische, der sich ereignete an eben jener Stelle in der Schweiz, vielleicht in ganz Europa, wo Deutsch und Französisch sich am innigsten berühren, nämlich in Bern, von wo um 1750 ein unscheinbares Büchlein ausging mit dem Titel: „Les Alpes. Poëme de M. Haller." Ich übergehe die schöne Gefolgschaft, die andre Schweizer Hallers Freund V. B. Tscharner liehen und beziehe mich nur noch auf die zwei Höhepunkte der von ihm eingeleiteten Tradition: auf Benjamin Constants Reflexionen „Sur le théâtre allemand" und Madame de Staëls Buch „De l'Allemagne".

Der Katalog, den ich soeben aufgestellt, ist noch entscheidender als lang. Zu seinem entscheidenden Charakter wende ich mich hiemit. Man wird erkennen, dass unsre europäischen Vermittlungen europäische Akzente setzten. Was Mallet in Kopenhagen zu Tage förderte, bedeutete für die französische Aufklärung das erste Aufschimmern des Nordlichts; was V. B. Tscharner für Hallers Gedicht tat, bedeutete in Frankreich den erstmaligen Genuss moderner deutscher Poesie. Was J. v. Müller erzählte, das war nicht nur für die Schweiz, ja nicht einmal nur

für Deutschland, zum ersten Mal das Mittelalter in seinen Bindungen und Werten, in seiner Sittlichkeit und seinem Glauben. Und was Madame de Staël, zum grossen Leidwesen der französischen Zensur, verkündete in ihrem Buche „De l'Allemagne", das wurde alsbald die Bibel der französischen und nicht nur der französischen Romantik. Die Uebersetzung, die J. J. Bodmer von Miltons paradiesischem Gedicht verfertigte, war bei ihren tiefen Mängeln doch imstande, das Feuer, das in Klopstock glühte, zur hellen Flamme anzufachen. Die Uebersetzung aber des Homer, mit welcher der gewaltige Zürcher Literator sein tatenreiches Leben schloss, war die nämliche, die Goethe, eingeregnet in seiner Barke auf dem Thunersee, zur Verklärung seiner eignen homerischen Situation, aus der Tasche zog. Viel wichtiger noch, denke ich, waren B. L. v. Muralts Briefe über England, ein Thema, das alsbald hernach Voltaire unter Verdankung seines Vorläufers aufnahm. Und so überzeugend wirkte diese Erkenntnis einer nationalen Eigenart im damals französischen Europa, dass in nachweislichem Zusammenhang mit B. L. v. Muralts Beispiel ein emigrierter Franzose, Eléazar de Mauvillon, das nämliche für Deutschland und ein Italiener, Pietro di Calepio, für Italien unternahm. Und abschliessend mit dem schweizerischen Renaissanceismus, was brauche ich mehr zu sagen, als dass seine Symbolik, nach einer Anstrengung von über hundert Jahren, aus den vorsichtigen Händen Jacob Burckhardts in die vehemente Prophetie Friedrich Nietzsches überging?... Hier aber stehen wir nun am letzthin entscheidenden Punkt. Es handelt sich darum, zu wissen, ob aus der stupenden Vielheit auch ein Etwas, aus der Fülle auch die Einheit spreche? ob wir im besten Fall ein Mosaik von Leistungen, aber niemals ein einiges und eignes Volk darstellen? Ich glaube, wer mir bis dahin gefolgt ist, könnte die Antwort sehr leicht selber finden. Es sei mir trotzdem vergönnt, die Antwort, so gut ich kann, selber zu geben, schon aus dem selbstsüchtigen Grunde, weil dieselbe in ein reines Hochgefühl ausmündet. Unsere innerlich verbundenen Interpretationen von Altertum, Mittelalter und Neuzeit spielten sich keineswegs ab auf einem Jahrmarkt europäischen Verschleisses, sie bedeuteten in keinem Augenblick seelenloses Echo neuster Moden, sondern wurzelten jederzeit im ernsten Zeitgefühl von Menschen, die der

engern Heimat wie dem weiten Kontinent pflicht- und dankverbunden waren. Dringt man durch das bald bescheidene, bald köstliche Gewand der ausgeschütteten Symbole, so gewahrt man rasch, dass sie immerzu dasselbe höchste Gut verkünden: die Freiheit. Bodmers Milton meint die religiöse Freiheit, Muralts England die bürgerliche Freiheit, Constants deutsche Poesie die ästhetische Freiheit, der Madame de Staël deutsche Psychologie die menschliche Freiheit, Sismondis kleine Republiken die politische Freiheit und Burckhardts Renaissance-Mensch die schöpferische Freiheit. In dieser Deutung der schweizerisch-europäischen Vermittlungen bestärkt mich diejenige von ihnen, welche die grösste von allen sein dürfte: die Vermittlung Wilhelm Tells an den Erdkreis. Ich erwecke wohl zunächst Befremden. Indessen, jener Pfarrer von Ligerz, der auf den Titel seiner Broschüre schrieb „Wilhelm Tell — ein dänisches Märchen", hatte gar nicht so Unrecht — so wenig Unrecht, wie die Millionen Schweizer, welche im Sohn der Berge ihren Bruder sehen. Unsere Selbst-Konstituierung als Nation ist eine Tatsache, und die internationale Existenz des Motivs vom Meisterschützen gleichfalls. Lesen Sie doch die Geschichte vom Schützen Toko beim altdänischen Chronisten Saxo Grammaticus, und lesen Sie dazu im Sarner Weissen Buch des 15. Jahrhunderts die Geschichte vom Schützen Wilhelm Tell. Sie werden zu tiefst berührt sein von der Formung und Vollendung, die wir einem herrenlosen Strandgut der Menschheit angedeihen liessen, von der Erhebung eines Feudalbegebnisses zu einer Nationalgeschichte, eines erdverhafteten Realismus in die idealste Reinheit, einer Anekdote in den Mythus. Wunderbar, wie nun erst aus Vorsicht und Geschicklichkeit, aus Zucht und Opferfähigkeit, aus Bedingungen der Natur und ewigem Walten sich das Gesetz ergibt: der Mensch als auserkorenes Gefäss der Sittlichkeit im Dienste eines Volkes, das dieses Urgesetz zu achten weiss. Wunderbar, wie durch dutzend Generationen die Mär zunimmt an Einzelheiten, Blickrichtungen und Fragen, wie sie Besitz ergreift von Tal um Tal und See um See, bis sie die Nation zum Volk gemacht und ihm zugleich das überhöhte Bildnis seiner selbst geschenkt. Wunderbar wie von Jahrhundert zu Jahrhundert der Kontinent mit steigender Teilnahme dem Schauspiel nah und näher beiwohnt und schliesslich ihm seine grössten

Interpreten leiht: durch Schillers Verse und Rossinis Melodien. Es schien nur mehr ein Zufall, wem die Formel des Ereignisses zufiel. In diesem Sinne lesen wir bei Carlo Cattaneo, in einem unfreien Europa sei die Schweiz der Hort der Freiheit und in einem freien Kontinent ein anderes Olympia oder Delphi: „L'Europa libera daterebbe gli anni di tutti i popoli pensanti e di tutte le pacifiche religioni da Guglielmo Tell."

Und nun kommt Herr Ramuz und beklagt sich über die unbillige Mühe „que d'expliquer un peuple, surtout quand il n'existe pas." So sprechen in der Welt sonst die Erniedrigten und die Beleidigten. Seit wann aber gehört zu ihnen C. F. Ramuz, den sein Vaterland in drei Sprachen liest und lobt? Es gibt also nicht nur einen Fall, sondern auch ein Rätsel Ramuz. Nachdem ich mich des einen angenommen, will ich auch das andere nicht übergehen. Das Rätsel des Herrn Ramuz liegt mindestens zum Teil im Künstler Ramuz, der vor Zeiten das Programm aufstellte: einmal ein Buch, ein Kapitel, einen Satz zu vollenden, dergleichen nur auf seinem Flecken Erde, als Abglanz seiner Scholle, als Echo einer Uferwelle zwischen Cully und St. Saphorin habe entstehen können — „que ce peu de chose voie le jour, et nous nous sentirons absous". Sehr schön! Bereichert um religiöse Inbrunst und eine grössere Seele gibt dies Programm beinahe einen Jeremias Gotthelf, bereichert um unerschöpflichen Humor und nie versagende Erfindung beinahe einen Gottfried Keller. Wer hat Herrn Ramuz je gehindert, im Abstand, wie es die Geschichte nun einmal gefügt, Dritter im Bund zu sein? Würde er nur auch die Entsagung, die sein Kunstprogramm ihm auferlegt, dem Mitbürger zugute kommen lassen! Denn freilich werden wir den Eindruck nie recht los, dass er sich vorgenommen, die ästhetische Zucht emporzuschrauben bis zur menschlichen Verranntheit. Und hier beginnt sein offenbarer Irrtum. Der Schlag, den er geführt, trifft zwar zunächst nicht unser Staatsgebilde. Es waren nicht Stilisten, die den Schweizerbund begründeten. Es werden nicht Stilisten sein, die ihn zerstören können. Den Schlag, den er geführt, der trifft zuerst sein eigenes Werk, an dem wir einen solchen Schönheitsfehler noch nicht zu bemerken hatten. Er trifft sodann das ganze schweizerische Schrifttum, das Herr Ramuz auf diesem Weg ins Reich der verantwortungslosen Manifestationen zu verstossen droht. Und er

trifft drittens die von uns allen so dringend benötigte Kritik aus Solidarität, die Herr Ramuz durch mutwillige Destruktion ersetzt. Der angesehene Kritiker, der in Zürich das Eis des Schweigens über diese Angelegenheit mit Recht gebrochen[1]), sagt am Schlusse seines Briefs an C. F. Ramuz: „Ihr Aufsatz, in dem die Schweiz nicht existiert, kann nur durch ein dichterisches Meisterwerk gesühnt werden." So sehr ich sonst mit den Ausführungen des erwähnten Kritikers in jedem Satze einig gehe, so wenig kann ich dieser Folgerung beipflichten, wiewohl sie ihre eigne Logik hat. Ein neues Kunstwerk C. F. Ramuz' ist uns zwar sehr willkommen, insofern es uns darüber aufklärt, dass die Verwirrung seines Herzens und Verstandes nur vorübergehend war. Den Insult aber, den er uns angetan, den muss er sühnen, wie er ihn beging: er muss ihn widerrufen, wie er ihn ausgerufen hat. Nicht mehr, nicht weniger. Denn wenn Herr Ramuz etwa meinen sollte, das Ehrgefühl der schweizerischen Nation hätte die Gabe der Erinnerung verloren, so wäre dies gewiss sein allergrösster Irrtum.

---

[1]) Eduard Korrodi, „An C. F. Ramuz". (Neue Zürcher Zeitung vom 13. November 1937.)